

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

nr. 179.

Mittwoch, 4. August.

1915.

(21. Fortsetzung.)

Frau Adas Töchter.

Roman von Emma Sandhofer-Merk.

(Nachdruck verboten.)

So traf sie denn erst um zehn Uhr in Fischbach ein, und um die Herrschaft nicht zu stören, klopfte sie an dem Küchenfenster, wurde von der wortkargen Köchin eingelassen und schlich gleich hinauf zu der Mansarde, in der sie auch übernachten wollte. Die Kammer war leer. Mit finsternem Gesicht kam sie wieder herunter und frug in der Küche: „Wo ist meine Nichte?“

Sie hat gute Nacht gesagt und ist in ihrem Zimmer! war die Antwort.

Nein, das ist sie nicht!

„Da ist sie nicht!“ schrie sie noch einmal, da sie nicht verstanden wurde.

„Dann weiß ich's nicht“, brummte die Köchin plegmatisch und zündete sich ihre Kerze an. „Ich geh' in mein Bett. Gute Nacht! Vielleicht ist sie im Garten. Sie geht oft am Abend in den Garten hinaus. Sie sagt, weil sie nicht schlafen kann.“

Fanny stürzte mit heißem Kopf, mit geballten Fäusten in den Garten. Sie hatte schon genug gehört. In den Garten ging ihre Anna! Am späten Abend. Im Finstern. Bei diesem Wetter! So eine dumme Ausrede, daß sie nicht schlafen könne! Ein junges Mädel, das den ganzen Tag arbeitete! Da steckte was dahinter!

Im Dunkeln irrte sie in dem Garten umher, rief nach der Tochter und entdeckte endlich die Almhütte, aus der Licht schimmerte. Also hier war sie! Und nicht allein! Das lag auf flacher Hand. Sie drückte das Gesicht an das Fenster, aber die Vorhänge waren so fest zugezogen, daß sie nichts erkennen konnte. Doch sie hörte deutlich Stimmen, sie erkannte auch die Stimme ihrer Tochter und sie hob drohend die Faust, als sie auch noch das Weinen Annas vernahm. Nun pochte sie und rief den Namen ihres Kindes, erfährt von der Majerei des Borneß, der wie eine dunkle Glut ihr Leben lang in ihr gegolommen hatte, der in diesem Augenblick zur wilden Flamme aufgelodert war.

Der da drinnen sollte ihr nicht entgehen! Der sollte es bereuen! An dem durfte sie nun die eigene Schmach und die der Tochter rächen. O, das tat wohl! Einmal in Fleisch und Blut solch einen verhassten Mann vor sich zu haben! Es einmal einem ins Gesicht schreien zu dürfen, was sie seit mehr als zwanzig Jahren an Wut und Groll über männliche Niedertracht in sich verschluckt hatte!

Aus dem Baum riß sie mit ihren starken Händen einen dicken Prügel heraus, und so bewaffnet, lauerte sie auf die beiden Menschen da drinnen, die ihr nicht entweichen sollten und wenn sie die ganze Nacht hier Wache stehen mußte!

Sie war überzeugt, daß der Mann nicht in das Haus hineingehörte, daß er sich eingeschlichen hatte in den Garten. Vielleicht ein Wahnbediensteter, der doch wieder an seinen Posten mußte.

Wie eine Nachgöttin stand sie mit finsternem Gesicht unter den rauschenden Bäumen und wartete.

Bruno hatte sich von seinem ersten Schrecken erholt. Er fühlte, daß es nun darauf ankam, Geistesgegenwart zu bewahren.

„Höre, Anna!“ räumte er dem fassungslosen Mädchen ins Ohr. „Du steigst zum Fenster dort hinaus! Da steh'n die dichten Bäume, da kann sie dich nicht sehen und du kennst den Weg, der da durch den Garten führt. Ein Fremder findet ihn unmöglich. Auf diesem Weg läufst du so schnell du kannst ins Haus. Dann flugs die Hintertreppe hinauf, die Kleider weg und in dein Bett! Ich gehe durch die Tür hinaus und werde trachten, Fanny so lange zurückzuhalten. Ich leugne alles. Ich weiß nichts von dir. Ich war allein hier und arbeitete; war über den Büchern eingeschlafen. Mir kann sie ja nichts tun. Ich werde ihr schon mit der nötigen Sicherheit entgegenreten. — Du verstehst doch, was ich sage! Nur nichts zugeben! — So rühre dich doch!“ stieß er zornig hervor, da sie immer noch wie gelähmt vor sich hinstarrete.

„Nach, daß du fortkommst!“

Anna konnte bloß einen Gedanken fassen: Nur der Mutter nicht begegnen! Nur fliehen vor ihr!

Alle die düsteren Drohungen, die leidenschaftlichen Beschwörungen, die sie oft gehört, standen ihr plötzlich klar in der Erinnerung.

„Ich erschlag' dich, wenn du mir Schand' machst!“

Aber auch auf die vielen Warnungen, auf all das Schlimme, was sie von Jugend auf über die Männer gehört hatte, besann sie sich nun, und zum erstenmal dämmerte ihr eine Ahnung, daß die Mutter doch nicht so ganz unrecht gehabt haben mochte, daß ihr feiner, eleganter Schatz auch nicht anders war als die andern.

So trokig hatte sie vor der Mutter den Kopf erhoben, so lang an ihn geglaubt, als sie sich geliebt wußte. Aber nun war der Märchenglanz verschwunden, abgestreift die Prinzessin. Als amnes Aschenbrödel sah sie da, allein mit der Schande, bis ins tiefste Herz durchfröstelt von seinen kühlen Worten, seinen lieblosen Augen.

„Rasch! Nur rasch!“ drängte er, sie ungeduldig schüttelnd. „So reg' dich doch! Wenn du so den Kopf verlierst, hättest du halt früher vorsichtiger sein sollen! Tu, was ich dir sage.“

Einmal hob sie noch die Augen zu ihm, wie verwundet von seinem heftigen Ton.

Durch das kleine Fenster konnte sie leicht hinaussteigen.

Wie ein scheues Tier suchte sie sich unter den Bäumen, in dem dichten Unterholz hin.

Aber in diesem nächtlichen Walddraußen, bei dem drohenden Rollen des Wassers, in der düsteren Einsamkeit wuchs ihre Angst riesengroß empor. Die Angst vor der Mutter, vor der Entdeckung, vor dem Unentrinnbaren, was sich in der Zukunft an sie heranwälzte!

Nicht in das Haus wollte sie! Nicht in die Helligkeit! Nicht vor das harte, grausame Gesicht! lieber hinein in das schauerliche Dunkel. Nur das eine Ver-

langen hatte sie noch in ihrem Zimmer, in ihrer namenlosen Furcht: sich verstecken vor den Menschen! Fliehen! Fort! — Sie stieg über den niederen Baum, der den Park abgrenzte, und da alles still blieb, rannte sie an dem Bach entlang fort, ziellos, nur immer zu, weit, weit weg von der Mutter!

Bruno hatte absichtlich gezögert, um ihr einen Vorsprung zu lassen. Er verbarg noch rasch die zwei Gläser. Dann öffnete er die Tür, verscherrte sie wieder und schritt die Stufen hinauf, die an der Vorderseite des Hättchens zwischen niederen Gärten zum Weg führten. Er mußte vorsichtig tasten.

„Teufel! So stockfinster ist es! Wenn Anna nur nicht stolpert und fällt. Das wäre eine dumme Verzögerung!“ dachte er.

Er war wütend, daß er heute Abend diese Zusammenkunft verabredet hatte. Das war der Mühe wert gewesen, um die Weinerei anzuhören! Und gerade heute mußte diese Fanny antreten! Kein Wort hatte sie gesagt, daß sie kommen wollte. Wenn es nicht gelang, sie zu täuschen, wenn sie Lärm schlug, dann gab es ein Gerede und eine Aufregung ohne Ende und jeht, — da er doch allen Grund gehabt hätte, den Vater nicht zu erzürnen!

„Verwünscht!“ murmelte er noch vor sich hin, da ihm ein nasser Zweig ins Gesicht schlug.

„Schuft, du, Glendiger! Du eriegst einen Denzettel!“ und zugleich traf ihn ein schwerer Schlag mit dem Holzprügel so wuchtig auf die Stirn, daß er betäubt zusammenstürzte.

Aber Fanny hieb in ihrer Rachgier, in diesem Lebenslangen Haß und Groll, der nach einer Tat verlangte, auf den Wehrlosen ein, wie berauscht, wie toll.

„Bist auch so einer! Einer wie der andere! Schön tun dem Mädel, bis sie's herumgekriegt haben und nachher im Stich lassen, wenn sie dasitz in der Schande, wenn sie sich nimmer verweih vor Unglück! Aber du sollst es einmal spüren, für die andern alle, wie es ist, wenn man so verprügelt herumgehen muß und sich schämt, daß einem die Leute anschau'n! Du vergißt mir's nicht! Schämen sollst du dich auch, du Nichtsmut!“

So laut schrie sie die Worte in die Nacht hinein, daß der Hund, der sonst sehr gelassen in seiner Hütte lag und schlief, zu bellen begann und wütend an der Kette riß.

Ollly, die noch wach war, öffnete das Fenster.

„Still, Leol! Was ist denn?“

Aber der Hund bellte und bellte. Sie rief nach Bruno.

Da keine Antwort kam und sie nun auch eine finstere, drohende Stimme im Park hörte, als wäre da ein Zaun ausgebrochen, zündete sie eines der Wandlichter an, die auf der Veranda standen und trat vor die Tür hinaus, ging endlich nach einigem Zögern hinter in den Park. Das war ja die Stimme ihrer Fanny gewesen!

Gleich darauf trat die hochaufgerichtete Gestalt aus dem Dunkel heraus.

Ollly fuhr erschrocken zurück — als sie Fanny ins Gesicht leuchtete. Wie eine Rachefurie war sie anzusehen, mit ihrem verwirrten, vom Wind zerzausten Haar, ihren wilden Augen, dem finsternen Ausdruck der harten Züge. Den Holzprügel hielt sie noch in der Hand.

„Verhauen hab' ich ihn, den Kerl!“ schrie sie triumphierend. „Und wenn ich ihn totgeschlagen hab', und wenn sie mich einsperren, mich reut's nicht!“

So unheimlich war die Erscheinung, die leidenschaftliche Wildheit der sonst so verschlossenen Person, daß Ollly mit Entsetzen dachte, eine Grusinnige stünde vor ihr.

„Wer Fanny! Was ist denn? Wer war denn da? Was haben Sie nur?“ fragte sie sanft, um sie nicht noch mehr aufzuregen.

„Erwischt hab' ich sie, meine Anna! Da hinten in der Umhütte war sie mit einem fremden Mann ein-

gesperrt. An sie kommt noch die Reih'! Sie entgeht mir nicht. Ihm hab' ich meine Meinung gesagt! Da hinten liegt er und rührt sich nicht mehr!“

„Ein fremder Mensch! Wie käme er da herein?“ stieß Ollly hervor, von einer Ahnung durchschauert. „Sie können ihn doch nicht hilflos da liegen lassen!“

„Der hat kein Mitleid verdient!“ rief Fanny, die ihren Racheausch noch nicht gekühlt hatte. „Wenn er nicht gehen kann, schleppe ich ihn hinaus vors Tor und lag ihn aufs Gras hin. Da soll er schauen, wie er weiter kommt!“

Ollly war ihr voran gestürzt und dann — dann kniete sie mit einem erstikten Jammerlaut nieder vor dem Regungslosen, der wie tot auf dem Pieswege lag. Furchtlos trat Fanny neben sie, unerschüttert in dem Bewußtsein, daß sie nur ihr Recht geübt habe als Anklägerin und Richterin zugleich.

Aber als das Licht auf das blasser, blutüberströmte Gesicht fiel, als sie den erkannte, auf den ihre wütenden Schläge herabgefaust waren, stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus, der kaum mehr menschlich klang, und sank wie gefällt in die Knie nieder.

„Bruno! Der Bruno!“ wimmerte sie verzweifelt. „Der! Der! Was hab' ich getan!“

Er war vollständig bewußtlos. Das Blut, das ihm aus der Nase gequollen, war über seinen Hals herabgefloßen. Ollly kniete in ratloser Bestürzung vor ihm. Sie wagte nicht, ihn allein zu lassen mit Fanny, die freilich nun wie gebrochen vor sich hinjammerte, und sie konnte ihn ohne Hilfe doch nicht aufrichten.

„Wir tragen ihn hinein!“ schloß Fanny endlich flehend. Und da sie sah, daß Ollly sich wie schützend über den Bruder warf, stammelte sie flehentlich:

„Ich tu ihm nichts mehr zu leid. — Dem Bruno hatt' ich nichts zu leid tun können, und wenn er mir auch das Argste getan hat — Ich hab' ja nicht gewußt, daß es der Bruno war — — Helfen Sie mir, Fräulein!“

„Anna! Anna!“ rief nun auch Ollly verzweifelt in das Dunkel.

Da alles still blieb, entschloß sie sich doch, in das Haus zu laufen, mit den Fäusten an der Kammer der Köchin zu pochen:

„Kommen Sie eiligst! So rasch Sie können!“

Zusammen schleppten sie den Bewußtlosen in das Haus. Ollly hielt seinen Kopf und trug das Licht.

(Fortsetzung folgt.)



Denn ich bin ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein. Goethe.

Der Weltkrieg 1914/15 im Schatten Herodots.

Von Eugen Binder, Wiesbaden.

Der Geschichtsschreiber Herodot, aus Halikarnosses 484 v. Chr. Geburt, der Vater der Geschichte, berichtet über den Feldzug des Dareios, des Hydaspes Sohn, wider die Skythen, den heutigen Russen, welche wohnten gen Abend von dem zimmerischen Bosporus an dem Pontos und dem See Mantis bis an den Tanais. Wenn er die wilden Sitten dieses Volkes beschreibt, so erkennt man in ihnen noch deutlich die Sitten des heutigen Rußlands, das sich das „Heilige“ nennt, aber an Sittenverderbtheit, an Bestialität und wölfischer Raubgier wie an Falschheit und unbändiger Tyrannei in keinem Staate der heutigen Welt seinesgleichen findet. Daß dem so ist, darüber können Ostpreußen und Galizien mit ihren beraubten und verwüsteten Städten Zeugnis ablegen und ihre vereschleppten, verstümmelten und erschlagenen Bewohner rachebeischende Klage erheben. Und Herodot schreibt: „Endlich aber war Dareios in großer Not und als die Könige der Skythen dies bemerkten, sandten sie einen Herold zu ihm, der ihm zum Geschenk einen Vogel, eine Maus, einen Frosch und fünf Pfeile brachte. Und die Perser fragten den Überbringer nach dem Sinn dieser Geschenke; der aber sagte, er hätte weiter keinen Auftrag als sie zu übergeben und dann geschwind

zurückzuführen: die Perser sollten selbst, sagte er, wenn sie Verstand hätten, herausbringen, was die Geschenke sagen wollten. Als die Perser das bernommen, hielten sie Rat und Gohrhaß, einer der sieben Männer, die den Mager erschlagen, legte den Sinn der Geschenke also aus: „Wenn ihr nicht Vögel werdet und in den Himmel fliegt, ihr Perser, oder nicht Mäuse werdet und in die Erde euch verkrücht, oder nicht Frösche werdet und in die Sumpfe springt: so werdet ihr nicht nach Hause zurückkommen, sondern von diesen Geschossen erlegt werden.“ Also Herodot. Die Perser aber muhten sich bald vor den Skythen zurückziehen, denn sie konnten weder durch die Luft fliegen, noch in die Erde kriechen oder unter dem Wasser schwimmen. Wir Deutschen aber werden mit unseren tapferen Verbündeten uns weder vor Skythen noch Russen, noch Legionen von Teufeln zurückziehen; denn wir können ja heute mit unseren Zeppelein wie die Vögel durch die Luft fliegen, in unseren Schützengräben wie Mäuse tief unter die Erde kriechen, mit unseren Unterseebooten wie gepanzerte Fische die Tiefen des Ozeans durchschneiden und aus Erde, Luft und Wasser tausendfach die Pfeile der Vernichtung, Tod und Verderben auf unsere Feinde schleudern. So hat unsere heutige Kriegsführung erreicht, was vor Jahrtausenden unmöglich und fabelhaft erschien.

Wenn Herodot, wie oben, die kriegerischen Ereignisse schildert, die sich in dem gewaltigen Völkerringen sagenumwobener Jahrtausende abspielten, wird ein zweiter Herodot vielleicht entstehen, der nach Jahrtausenden unserer heutigen Zeitrechnung in gleicher Weise die Phasen des Auf- und Niederganges europäischer Völkerschaften beschreibt. Und man wird lesen von den Römern und Karthagern, wie sie um die Hegemonie zu Wasser und zu Lande stritten und wie in drei gewaltigen Feldzügen mit wechselndem Glück gekämpft ward, bis endlich der geniale Scipio Africanus die Tobfeinde in ihrem eigenen Lande aufsuchte, bei Zama die Phalanx der Elefanten Hannibals durchbrach, sein Heer vernichtete und den Herd der rachebrüllenden Feindschaft, Karthago, dem Erdboden gleich machte. Man wird vielleicht ferner lesen können, daß im Herzen Europas in gleicher Weise wie Römer und Punier, zwei mächtige Völkerstämme, in steter Feindschaft miteinander lebten, daß es die Nachkommen der Gallier und Germanen waren, zwischen denen uralt eingewurzelter Haß aufs neue stets zu wilden Kämpfen entbrannte. Es griffen aber die Gallier im Jahre 1914 n. Chr., wie er schreibt, zum dritten Male die Germanen an, trotzdem sie im vorherigen Jahrhundert zweimal besiegt wurden und ihre Hauptstadt Paris erobert ward. Als sie aber gleich den Karthagern zum dritten Male angriffen, wurden sie, obwohl sie die halbe Welt mit Millionen Streikern zu Hilfe aufgerufen hatten, von den Germanen in furchtbaren Kämpfen mit eherner Tapferkeit besiegt. Und wenn jener Geschichtsschreiber der Zukunft noch weiter berichten könnte, daß ihre Hauptstadt das Schicksal Carthagos gleichfalls ereilte, so wäre damit ein Parallelismus weltgeschichtlicher Ereignisse geschaffen, die einen dauernden Frieden zustande brächten, indem der alte unerbittliche Satz: „Ceterum censeo Carthaginem! — esso dolendam“ sich wiederum erfüllt hätte.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die Nacht im Schützengraben. Ein eindrucksvolles Stimmungsbild des nächtlichen Lebens an der Front veröffentlicht der Sonderberichterstatter des „Journal“: Das Dunkel schleicht langsam und schweigend herbei und füllt die Ebene in schwarze Schleier. Dies ist die Stunde, da der Schützengraben erwacht und Bewegung und summenbeses Getöse die Stille befehen. Es ist die Stunde des Aufstehens, die Stunde der Laufposten, die Stunde des Verrats, die verdoppelte Wachsamkeit und eine noch größere Anspannung von Auge und Ohr erfordert, um vor den Patrouillen, Streifzügen und fortwährenden Überraschungen des Feindes auf der Hut zu sein. Es ist die Stunde, in der jäh die Haufen der Gegner austauschen, deren heiseres, feuchendes Geschrei sich mit dem Blafen der Handgranaten, mit dem regelmäßigen und trockenen Schlag-Schlag der Kartätschen vermischt. Die Stunde, da die Artillerie — vorsichtig geworden — verstummt, um sich nicht durch ungeitige Lichtblitze zu verraten. An ihrer

Statt führt die Zwergeule der Bomben und Mörserwerfer ihren Hüllentanz auf. Auf den schmalen und feuchten Verbindungsgraben gleitet eine lange Reihe unförmiger Klobiger Schatten dahin, die bußig erscheinen unter der Last von Säden und Decken; die Mannschaften, die sich tagsüber in der zweiten Linie ausgemüht haben, schreiten langsam und mühselig voran zur Verstärkung ihrer in den Schützengräben gebliebenen Kameraden. Man hört nichts als das Rascheln der Decken, die den Boden streifen, das gedämpfte Trappeln der Schritte, kurze, bestotmte Atemzüge, einige geflüsterte Worte, zuweilen einen zwischen den Bahnen gemurmerten Fluch. Nach und nach bevölkert sich der Schützengraben. Vor jeder Schießscharte wacht ein Soldat, unbeweglich und stumm an die Brüstung gedrückt. Und vorne, in der Mitte des Schützengrabens, liegen — zusammengekauert in den dunklen Höhlen, in die sie kriechen muhten — die Auspaster der Laufposten. Auge und Ohr auf der Lauer, den Finger auf dem Abzug, spähen sie mit scharfen Blicken durch die feindliche Dunkelheit und suchen aufmerksam auf der schwarzen Erde die noch schwärzere Linie des deutschen Schützengrabens. Man sieht nichts, man hört nichts; kein bestimmtes Geräusch, nichts, was man klar unterscheiden könnte; und dennoch bedrückt und erregt diese augenblickliche Stille um so mehr, weil sie so ungewohnt ist. Man fühlt das Schweigen, das voll unbestimmter Bewegung ist, heimlich und gefährlich webendes Leben. Skatt nach dem quälenden Getöse des Tages die Stille dieser Stunde zu genießen, arbeitet der Geist, schmiedet Hirnspinnste; die überreizten Nerven gewinnen die Oberhand. Mit weit aufgerissenen Augen sucht man zu erraten, was in der undurchsichtigen Finsternis vorgeht. Man krümmt den Rücken, ohne zu wissen warum, als drohe ein unerwarteter Schlag. Und das allabendliche Konzert, die gewohnte Nachtmusik, beginnt. Aus unseren Schützengräben erwidern die Granaten das Feuer der Deutschen; mit gewaltigen Flammen und beäunendem Rärm explodieren sie vor den Stellungen des Gegners, die von kurzer, blickartiger Helle beleuchtet werden. Die Antwort läßt nicht auf sich warten. Plötzlich, ohne irgend ein vorbereitendes Zeichen, sind wir von einem Hagel von Bomben überschüttet, unter deren blendenden Explosionen der Boden erzbebt. Der nun begonnene Austausch von Höflichkeit dieser Art wird bis zum Morgen dauern. Unausförmlich knallen die Gewehrscüsse dazwischen, zuweilen ertönen auch die dumpferen Laute der Granaten. Unter dieser Latwine von Eisen und Feuer mitten in dieser Hölle, vor diesem ganzverhaften Feuerwerk, dessen leuchtende Saaten wie römische Kerzen strahlen, drücken die Soldaten sich noch fester an die Schutzwehr, um nicht getroffen zu werden. Abgestumpft und halb im Schlaf träumen sie von ihrem stillen Heim, von ihren Lieben, denen sie so lange schon fern sind, und von der Heimslichkeit eines Bettes. Von Zeit zu Zeit fäht eine besonders nahe und überraschende Explosion dazwischen. Langsam vergeht Stunde um Stunde in lärmender Einförmigkeit. Nach und nach erlassen die Sterne, und die Dunkelheit ist nicht mehr so undurchdringlich. Am Horizont hinter dem deutschen Schützengraben taucht ein gelber Streifen auf und kündigt das Erwachen des Tages. Der Morgen bricht an, und dies ist das Zeichen für jene Abteilungen der Soldaten, die sich jetzt in die zweite Reihe der Gräben zur Ruhe zurückziehen dürfen. Vom Morgenrot aufgeschreckt, müde vom vielen Heulen, schweigen Mörser und Bombenwerfer einer nach dem anderen. Das Schießen wird schwächer und immer feltener. Wie nach gemeinsamer, schweigender Übereinstimmung breitet die Ruhe sich über die Schützengräben aus. Über die sich nach durchwachter Nacht eine starre Erschlaffung jent. In den Engen der Verbindungsgräben tauchen Männer auf, in jeder Hand einen dampfenden Eimer: der Morgenkaffee. Die Nacht ist vorbei. Und in seinem von einer schwelenden Lampe schlecht erhellen Unterstand schreibt der kommandierende Offizier, dessen Augen rot und aufgedaun sind, den gewohnten Bericht: „Ruhige Nacht, ohne Zwischenfälle. Nichts von Bedeutung.“

Die Landwehr des Landes der Blutrache. Dalmatinische Landwehr hat sich bei der Abweisung der jüngsten italienischen Sturmangriffe besonders ausgezeichnet. Der österreichische Generallstab hob diese Tatsache in seinem amtlichen Bericht gewiß auch deshalb hervor, um zu zeigen, wie die italienischen „Aspirationen“ in der Bevölkerung des zur „Befreiung“ aus erkorenen Landes auch nicht den geringsten Widerhall finden — im Gegenteil. . . Aber diese dalmatinische Landwehr verdient auch sonst allgemeines Interesse, denn in einer Landwehr

schaft des Kronlandes, aus dem sie sich rekrutiert, in der sog. Woche di Cattaro, herrscht noch die uralte Sitte der Blutrache, allerdings gegen Kosika, Montenegro und Albanien in einer merkwürdig gemilderten Form. „Tko se ne osveti, taj se ne posveti“, „Wer sich nicht rächt, wird nicht heilig“, sagt dort der Volksmund, und so kommt es, daß eine, wenn auch in der Notwehr oder als Antwort auf eine tödliche Beleidigung begangene Mordtat ganze Familien bis in die entferntesten Verwandtschaftsgrade hinein generationenlang zu unerbittlichen Feinden macht. Aber die Kultur hat hier doch schon eindrucksvollere Fortschritte gemacht als in der benachbarten wilden Czernagora, und so hat sich allmählich zur Schlichtung dieser Todfeindschaften das als „Blutgericht“ (Kronokolo) bezeichnete Volksgericht gebildet. Nach einem, vielleicht auch mehreren Jahren pflegen die nächsten Verwandten des Mörders durch Vermittlung einflussreicher Männer die Familie des Ermordeten um einen Waffenstillstand anzufragen, oder sie geloben einander Treue für eine bestimmte Zeit; währenddem werden 24 Personen zu dem Blutgericht als Richter gewählt, die dann aber, da der moderne Staat neben dem gesetzmäßigen kein anderes Gericht duldet, außerhalb der Reichsgrenze im kleinen Nachbarstaat tagen. Die merkwürdigen Szenen dieses Volksgerichts hat Fortunat Bulobitsch, einer der gründlichsten Kenner des Lebens in der Woche, plastisch geschildert: Die 24 Richter stellen sich im Halbkreis unter freiem Himmel auf, daneben ein Schreiber, der zum Schluß das Endurteil niederschreibt. Zur Rechten stellen sich 12 oder mehr Mütter auf, jede mit einer Wiege und einem kleinen Kind darin. Den Richtern gegenüber steht als Kläger der nächste Verwandte des Ermordeten. Etwas entfernter kniet auf dem Boden der Mörder selbst, barhäuptig und entgürtet, das Gewehr, mit dem das Verbrechen begangen wurde, um den Hals. Nachdem der Ankläger den Hergang der ganzen Sache erzählt, den entstandenen Schaden beziffert und um Vercurteilung des Verbrechens nach den alten Sühnungen der Väter gebeten hat, bittet dieser dreimal mit lauter Stimme, man möge ihm seine Tat um Gottes und des heiligen Johannes willen verzeihen. Dann tritt der Kläger zu ihm, nimmt ihm das Gewehr vom Hals, umarmt und küßt ihn auf die Stirn mit den Worten, daß er ihm um Gottes willen alles verzeihe. Daraufhin entfernen sich Kläger und Beklagter; die Richter verhandeln die Sache unter sich, lassen das Urteil niederschreiben und unterfertigen es. Ist alles in Ordnung, werden die Parteien wieder zur Verkündung des Urteils vorgerufen. Es lautet gewöhnlich, daß der Schuldige eine Geldsumme an die geschädigte Familie zahlen soll. Ist diese arm, so nimmt sie das Geld an; sonst wird es zu wohlthätigen Zwecken verwendet. Am Schluß steht man zueinander Gebatter bezüglich der mitgebrachten Kinder, die, wenn sie bereits getauft sind, geschoren werden. Endgültig geschlossen wird dann das „Blutgericht“ mit einem gemeinsamen Mahl auf Kosten des Schuldigen. Diese friedliche Weilegung hat immer mehr um sich gegriffen, so daß die Blutrache in diesem romantischen Winkel Ostereichs im Aussterben begriffen ist. Rechten Grundes aber hängt mit ihr die Wertschätzung des jungen Geldnachwuchses zusammen. Kommt ein Knabe zur Welt, so gibt der Vater von der Hausschwelle einen Schuß ab, um dem ganzen Dorf die frohe Nachricht zu verkünden; wird ein Mädchen geboren, so ist die ganze Familie still und betrübt. . .

* * *

Ein wirklicher „Wildbe“. Von einem neuen Kaspar Hauser erzählt eine interessante Mitteilung, die Dr. Hans Penning in der „Zeitschrift für angewandte Psychologie“ macht. Im Urwalde von Guatemala wurde vor einigen Jahren ein Mensch gefunden, der bis in sein Mannesalter hinein noch keinen anderen Menschen, weder einen Weißen noch einen Indianer gesehen hatte. Es war ein ausgewachsener, sehr kleiner, auffallend häßlicher, stark behaarter Mann, offenbar eine Pygmäe, der beim Anblick des weißen Farmers, der ihn fand, in erstarrenden Schreden verfiel, aber schließlich doch erst nach tapferer Gegenwehr überwältigt werden konnte. Er verstand nicht zu sprechen, sondern stieß nur Heul-laute aus. Auf die Farn geführt, verweigerte er zunächst jede Nahrung. Man ließ ihn sich seine Nahrung daher selber suchen und stellte fest, daß er rein pflanzliche Nahrung wählte. Später wurde er an das Essen in der Farn gewöhnt. Der Wilde war ver-

schlossen, lachte nie, lernte mit der Zeit etwas Indianisch sprechen; auch nahm er schließlich, wenn auch mit Widerwillen, Kleidungsstücke an. Zur Arbeit mußte er gezwungen werden. Vor Frauen hatte er große Scheu und lief vor ihnen weg. Er weigerte sich, sie zu sehen. Er wollte auch nicht ein eingeborenes Mädchen heiraten. Als er aus gewissen Vorberreitungen merkte, daß weiblicher Besuch auf der Farn bevorstand, lief er weg und kam erst nach Monaten wieder. Es scheint als ob er zurückkam, weil er sich an warme Getränke und andere Bedürfnisse gewöhnt hatte. Auch in der Folge verstand er periodenweise, um immer wieder zurückzulehren. Am Orte nimmt man an, daß dies Individuum als Kind im Urwalde ausgelegt worden ist und von da an ohne jede Kenntnis von Menschen lebte; die Indianer faßten es jedoch nicht als Irrengleichen auf, sondern verhöhten und verspotteten ihn und nannten ihn einen „Wilden“! Wahrscheinlich ist es, daß er der letzte Sproß eines Pygmäenvolkes ist, wie es im benachbarten Honduras vorkommt. Wenn diese Pygmäe nicht unterdessen durch die Kultur der Farn „verbildet“ worden ist, dürfte sie ein wertvolles Objekt für das Studium des — theoretisch so oft konstruierten — Naturmenschen abgeben.

Ein Idyll der Wüste. Nur wenige Orte gibt es heute in der weiten Welt, die vom Rärm des Kriezes oder wenigstens von den Kampfberichten nichts wissen und ihre friedliche Unberührtheit in jeder Beziehung völlig unberührt zu bewahren vermochten. Eines dieser seltenen Idylle, die vergessenen Inseln im Treiben des Weltkrieges gleichen, liegt in der Sahara in Gestalt einer uralten Klosterfeste aus der Zeit der Byzantiner. Der ägyptische Sonderberichterstatter der „Times“ schildert einen Besuch des Klosters von Nitria, dessen Bewohnern der Weltkrieg selbst jetzt noch ein Begriff ohne Inhalt, ein Schall ohne Bedeutung ist: „Ein rätselhaftes, gleich einer Ruine verlassenes Gebäude erhebt sich in der Wüste, mit ungeheuren runden, gekrümmten Mauern — eine rechtswinklige Festung. Das Tor ist schmal und sorgfältig verschlossen. Ein Ringelzug hängt über die Mauer herab. Ich ziehe an der Schnur — eine lange Stille, und endlich öffnet ein barfüßiger Mönch mit Mühe die mehrfach verteilte Tür. Ich weise ein Empfangungsschreiben des Patriarchen vor und werde eingelassen. Die Mönche begrüßen mich voll Freude. Ein Novize wäscht meine Hände, ein anderer bringt mir ein Glas mit rosenrotem Budezwasser, dann wird süßer Kaffee herumgereicht. Der Abt, ein gutaussehender Mann mit offenem Gesicht und schwarzem Bart, ist freundlich und redselig. Das Kloster birgt nur 16 Mönche, und mit den zerstreut wohnenden Eremiten leben im ganzen 150 dieser heiligen Männer in dem weiten Wüstenreich. Im vierten Jahrhundert gab es hier über 100 Klöster und mehr als 7000 Mönche und Nonnen. Die selbstkämten Eremiten lebten hier — Männer, die jahrelang betend auf hohen Säulen knieten, Frauen, die sich ans Kreuz banden. Heilige, die die Tiere der Wüste zähmten. Es wurde ein vornehmer Brauch, sich nach Nitria zurückzuziehen und der Welt zu entsagen. Aus den Höhlen und Bellen der Heiligen wurden Klöster, Gold und Silber wurden in die geweihten Bauten gebracht. Hier entstand eine eigene Kunst, berühmte Künstler malten die Mauern. Alle diese Tempel der Wüste waren mit byzantinischen Fresken bedeckt. Aber dann kamen die Sarazenen; sie mordeten die Priester, schleppten die Schätze fort, vernichteten die Altäre und zerstörten die Mauern. Viele Jahre später siedelte ein neues Geschlecht — meist zum Christentum übergetretene Araber — sich wieder hier an. Sie bauten neu aus der Verwüstung auf und errichteten ringsum befestigte Mauern mit hohen Zugbrücken. Und diese Festung ist geblieben . . . bis zum heutigen Tage. „Womit beschäftigen Sie sich den ganzen Tag?“ fragte ich den Abt. „Wir beten, lesen und singen,“ antwortete er. „Was ist Ihre Meinung über den Krieg?“ . . . „Der Krieg berührt uns nicht. Möge man kommen und uns töten, das ist einerlei. Aber wir beten täglich zu Gott, daß er ein Ende mache.“ „Was wollen Sie tun, wenn Arabertruppen kommen?“ „Wenn sie auf uns schießen, werden wir ihnen Brot hinabwerfen. Das wird unsere Antwort sein.“ „Erhalten Sie oft Besuch?“ „Sehr selten.“ „Kommen auch russische Pilger hierher?“ „Ja, auch Russen beten hier.“ „Sind Sie damit zufrieden, hier drauhen in der Sahara zu leben, während die gewaltigsten Ereignisse die Welt erschüttern?“ In England sind wir so beschäftigt, daß es für jedermann unmöglich ist, in eine Stille wie diese zu entkommen, selbst wenn man es noch so gerne wollte.“ Der Abt antwortete: „Der eine sucht Geld, das ist sein Weg; der andere tut seine Pflicht und sät und pflügt. Aber, so meine ich: es ist Raum genug für jedermann in dieser Welt.“